

Neue Zürcher Zeitung

Mutierte Viren, Massentests und Maskengegnerinnen: Viele Zürcher Schüler leiden unter der Corona-Pandemie

Eltern und Politikerinnen streiten über geeignete Schutzmassnahmen. Gleichzeitig schlagen Schulpsychologen Alarm.

Nils Pfändler, Lena Schenkel

10.02.2021, 05.05 Uhr



Das Coronavirus zwingt manche Zürcher Schule, die Kinder nach Hause zu schicken.

Peter Klauzner / Keystone

Jetzt hat es auch eine der grössten Schulen der Stadt Zürich erwischt. Die Leitung der Schule Milchbuck verschickte am Montagabend eine E-Mail an alle Eltern und Mitarbeiter. Der Ton ist alarmierend: Mehrere Personen seien positiv auf «Coronaviren MIT MUTATION» getestet worden, heisst es in Grossbuchstaben. Die Folge: Fernunterricht für alle Klassen sowie ein

Massentest für alle Schulkinder und das gesamte Personal.

Dass alle Schülerinnen und Schüler einer öffentlichen Schule auf das Coronavirus getestet werden, ist eine Premiere für die Stadt Zürich. Insgesamt sind 680 Schüler sowie 120 Lehrer und Betreuerinnen betroffen.

Warnung der Schulpsychologen

Die neueste Episode im Kampf gegen die Verbreitung des Virus zeigt, dass die Pandemie die Schulen weiterhin auf Trab hält. Körperlich sind die Kinder und Jugendlichen zwar kaum gefährdet. Viele haben aber mit psychischen Folgen zu kämpfen.

So verzeichnen die Schulpsychologischen Dienste im Kanton Zürich «eine starke Zunahme von Neuanmeldungen mit Fragestellungen rund um Verhaltensauffälligkeiten». Das gaben die Vereinigten Schulpsychologinnen und Schulpsychologen (VSKZ) und die Stellenleitungskonferenz der Schulpsychologischen Dienste (SLK-SPD) am Dienstag in einer gemeinsamen Mitteilung bekannt.

Matthias Obrist ist Präsident der SLK-SPD. Er sagt: «Seit dem Beginn des neuen

Schuljahres im letzten August sind die Anmeldungen für Abklärungen in die Höhe geschneit.» Gefährdet seien vor allem jene, die bereits vor der Pandemie psychisch belastet waren. «Corona wirkt dann wie ein negativer Katalysator.»

Je nach Alter der Kinder stellen sich unterschiedliche Probleme. Jugendliche klagten häufiger über Einsamkeit und negative Stimmungen bis hin zu depressiven Episoden, sagt Obrist. Der jugendliche Expansionsdrang, das Ablösen und Ausprobieren, das Risikoverhalten und die Grenzüberschreitungen hätten einer stark angepassten Lebensweise weichen müssen.

Bei kleineren Kindern wiederum komme es vermehrt zu Ängsten und Verhaltensproblemen. «Für Kinder ist es nicht so einfach, das unsichtbare Risiko zu lesen und einzuschätzen», sagt Obrist. Vor allem, wenn die Eltern auch keine Sicherheit und Verlässlichkeit mehr bieten könnten, etwa wenn Armut oder Arbeitslosigkeit drohten.

Laut Obrist haben jüngere Kinder wegen der Masken zudem mehr Mühe mit der Kommunikation. «Als Kind braucht man zuerst ein Repertoire, um Gesichter lesen und verstehen zu können.» Das werde nun erschwert.

Petition gegen Maskenpflicht

In Zürich müssen Primarschulkinder ab der vierten Klasse seit gut zwei Wochen eine Maske tragen. Dagegen wehren sich manche Eltern und Politikerinnen. Auch sie argumentieren mitunter mit einer bereits bestehenden Überlastung der Kinder- und Jugendpsychiatrie.

In einer Petition an die Bildungsdirektion heisst es etwa: «Warum werden die besorgniserregenden Anzeichen und Hinweise aus dem Bereich (Kinder-)Psychiatrie und Psychologie nicht wahrgenommen?» Die Massnahme sei weder verhältnis- noch zweckmässig und «ohne Rücksicht auf die allseits bekannten physischen und psychischen Risiken» getroffen worden.

3500 Personen haben das Anliegen bereits unterzeichnet. Noch bis am Samstag sollen Unterschriften gesammelt werden. Initiiert hat die Petition Andrina Trachsel, SVP-Mitglied und Mutter aus Feuerthalen. Im Komitee unterstützen sie elf weitere bürgerliche Frauen, unter ihnen die Kantonsrätin Nina Fehr Düsel (svp.) und die Zürcher Gemeinderätin Yasmine Bourgeois (fdp.). Letztere ist selbst Primarlehrerin einer sechsten Klasse und kennt die Probleme der Kinder mit der Maske aus eigener Erfahrung: Sie nestelten daran herum oder rissen sie bei Anstrengung herunter, zum Beispiel im Turnunterricht.

«Bei Kindern nützt die Maske einfach nicht so, wie man sich dies erhofft», sagt sie. Im Gegensatz zu Jugendlichen oder Erwachsenen werde sie von ihnen selten korrekt gehandhabt. Dass das zuverlässige Maskentragen über mehrere Stunden für die Kinder sehr schwierig sei, habe auch die Vereinigung der Kinderärzte festgestellt. Dass Pädiatrie Schweiz eine Maskenpflicht für 6- bis 12-Jährige nicht empfehle, wird denn im Petitionsschreiben auch explizit festgehalten. Selbst im Kinderspital gelte die Maskenpflicht erst für 12-Jährige, ergänzt Bourgeois.

«Medizinisch unbedenklich»

Auf Anfrage verweist Pädiatrie Schweiz darauf, dass sie sich im November zwar gegen eine generelle Maskenpflicht für 6- bis 12-Jährige ausgesprochen hatte – gleichzeitig aber auch empfohlen hatte, die lokalen Behörden zu unterstützen, wenn sie für diesen Altersbereich eine solche verfügten. Dieser Zusatz sei jedoch häufig übersehen worden.

Auch aus diesem Grund hat die Vereinigung der Kinderärzte am Montagabend auf ihrer Website ein Update zur Maskentragepflicht veröffentlicht. Neu empfiehlt sie diese bereits in der Primarschule für Kantone, in denen die epidemiologische Lage dies erfordere. Die Massnahme sei vor allem für die fünfte und sechste Klasse geeignet, könne aber auch auf die Unterstufe ausgedehnt werden. «Das Maskentragen ist in diesen Altersgruppen medizinisch unbedenklich», hält sie weiter fest.

Die Dynamik der Pandemie habe sich in Bezug auf Kinder und Jugendliche verändert, heisst es zur Begründung. Virusvarianten mit erhöhter Übertragbarkeit verbreiteten sich rasch, und die Schulen seien zunehmend von Ausbrüchen betroffen. Entsprechend sei die Zahl von temporären Schulschliessungen zur Kontrolle der Virusausbreitung gestiegen. Solche zu vermeiden, nannte die Vereinigung der Schweizer Kinderärzte schon im November als «oberstes Ziel».

Recht auf Präsenzunterricht höher gewichtet

Das sieht auch die Zürcher Bildungsdirektion so. Sie bestätigt auf Anfrage, dass es bei der Ausdehnung der Maskentragepflicht auf Primarschüler neben dem Schutz vor Ansteckungen auch darum gegangen sei, die Schulkinder vor Quarantäneanordnungen zu schützen. Bei jüngeren Kindern hätten diese ungleich weitreichendere Konsequenzen, auch für ihr Umfeld. Eltern müssen die Betreuung neu organisieren oder sich im schlimmsten Fall selbst in Quarantäne begeben.

Als Beispiel nennt die Bildungsdirektion den Fall Kilchberg, wo ein ganzes Schulhaus in Quarantäne geschickt wurde. Hätten die Mittelstufenschüler damals schon eine Maske getragen, wären es weit weniger Kinder gewesen. Setzen die Kinder eine Maske auf und halten damit die Schutzmassnahmen ein, sind sie in der Regel von Quarantänemassnahmen ausgenommen. Etwa, wenn sich ein Klassenkamerad mit dem Coronavirus infiziert. In einer Güterabwägung hat die Bildungsdirektion das Recht der Kinder auf Präsenzunterricht deshalb höher gewichtet als die Einschränkungen durch das Maskentragen.

Weshalb müssen dann immer noch ganze Klassenzüge wie im Fall Milchbuck in Quarantäne? Das geschieht zum Beispiel dann, wenn die Unterstufe betroffen ist oder es zu einem Kontakt ohne Maske kam – wie dies etwa im Hort oder am Mittagstisch der Fall ist. Als «Achillesferse» der Schulen bezeichnet die Bildungsdirektion solche Situationen, in denen die Maske abgelegt wird.

Tatsächlich traf an der Schule Milchbuck genau dies zu: Mit einer mutierten Form des Coronavirus angesteckt hatten sich zunächst zwei Kinder und eine angestellte Person aus Kindergarten und Unterstufe. Da in der Betreuung ebenfalls Kontakte stattfanden, mussten auch Kinder und Mitarbeitende der betroffenen Hortgruppen in Quarantäne. Weil in Zusammenhang mit mutierten Viren sogar Kontakte von Kontakten in Quarantäne müssen, traf es zudem zusätzlich die jeweiligen Familienangehörigen und Haushaltsmitglieder.

Dass nun doch die ganze Schule vorübergehend Fernunterricht abhalten muss, liegt laut Volksschulamt am daraufhin verordneten Massentest. Dieser findet am Mittwoch statt. Die Schule könne je nach Testresultat voraussichtlich bald wieder geöffnet werden.

Auf das Quarantäneproblem angesprochen, sagt die Petitionärin Yasmine Bourgeois: «Das klingt nach einem Vorwand, mit dem man sich aus der Verantwortung stehlen will.» Sie hält den Nutzen von Masken bei Primarschulkindern nach wie vor für fragwürdig. Entsprechend sei die Massnahme offensichtlich der politische Preis, den man zahle, um die Schulen offenzuhalten.

Kinder im Dilemma

Während die Gegner der Maskenpflicht Langzeitfolgen befürchten, gibt der Schulpsychologe Matthias Obrist Entwarnung: «Kinder sind sehr anpassungsfähig», sagt er. Dass eine ganze Generation mit Bindungsstörungen und Kommunikationsproblemen heranwachsen könnte, hält er für Quatsch.

Den Eltern rät Obrist, die Maskenfrage nicht hochzustilisieren. Sonst gerieten ihre Schützlinge schnell in ein Dilemma: In der Schule müssen sie sich an die Regeln halten, zu Hause hören sie aber, dass das unsinnig oder gar gefährlich sei. «Für Kinder ist es schwierig, solch verschiedene Meinungen von Erwachsenen auf die Reihe zu kriegen.»

Wenn die Massnahme gut erklärt werde, könnten die Erwachsenen spielerisch und kreativ ein Verständnis schaffen. Dann sei eine solche Einschränkung absolut zumutbar – vor allem, wenn als Alternativen Fernunterricht oder gar eine Schulschliessung drohten, sagt Obrist. Denn auch der Schulpsychologe sagt: «Die Volksschulen sollten unbedingt offenbleiben.»



Auch Kinder und Jugendliche leiden vermehrt psychisch unter der Corona-Pandemie. *bild: shutterstock*

Anfragen bei Schulpsychologinnen sind seit Herbst explodiert

Die Schulpsychologischen Dienste im Kanton Zürich kommen mit Beratungen kaum mehr nach. Nun werden Fälle nach Dringlichkeit priorisiert.



Helene Obrist

Folge mir

Die Corona-Pandemie schlägt je länger je mehr auch auf die Psyche der Jüngsten. Die Schulpsychologischen Dienste des Kantons Zürich verzeichnet derzeit eine starke Zunahme von Neuanmeldungen. «Weil wir mit den Beratungen kaum noch nachkommen, müssen wir priorisieren», sagt Matthias Obrist. Er ist Präsident der Stellenleitungskonferenz der Leitungen des Schulpsychologischen Dienstes in Zürich.

Weil auch die Stellen für psychiatrische Notfälle in Zürich deutlich

Wir verwenden Cookies und Analysetools, um die Nutzerfreundlichkeit der Internetseite zu verbessern und passende Werbung von watson und unseren Werbepartnern anzuzeigen. Weitere Infos findest Du in unserer [Datenschutzerklärung](#).

OK

rung oder Legasthenie nach hinten verschoben. Aber auch das schafft auf längere Sicht Probleme», warnt Obrist.

Starker Anstieg der Anfragen im Herbst

Während die Beratungsanfragen während des ersten Lockdowns gar zurückgingen, seien sie im Herbst stark angestiegen, so der Schulpsychologe. Im ersten Lockdown waren die Schulen geschlossen. «Einerseits ist die Hürde zur Schulpsychologin zu gehen bei geschlossenen Schulen viel grösser, andererseits hatten die Lehrpersonen weniger Kontakt mit der Schülerschaft. Im Spätherbst stieg die Belastung stark.»

BAG: «Erste brasilianische Variante entdeckt» ++

1363 neue Fälle ++ Sperrgebiet Tirol

14 geimpfte Senioren in deutschem Altersheim an

Corona erkrankt – das wirft Fragen auf

Die Corona-Pandemie sei ein zusätzlicher Stressfaktor, erklärt Obrist. «Kommt dann noch eine Trennung der Eltern hinzu oder das Fehlen von Freizeitaktivitäten, kann das Gleichgewicht kippen.» Auch die zusätzlichen Schutzmassnahmen und die Reaktionen der Eltern würden die Kinder und Jugendlichen manchmal in die Bredouille bringen. «Wenn sie zuhause hören, dass Masken gefährlich sind oder nichts nützen, sie diese aber in der Schule tragen müssen, dann kommen viele Kinder in einen Loyalitätskonflikt, der belastend sein kann.»

Obrist will aber nicht schwarzmalen: «Die meisten Familien und Schulen meistern die schwierige Situation gut.» Es sei jedoch wichtig, Hilfe zu holen, wenn man sie brauche. Und auch die Schulpsychologinnen und Schulpsychologen sprechen sich vehement gegen eine Schulschliessung aus. «Die Schule erfüllt wichtige soziale Bedürfnisse bei Kindern nach Austausch, Kontakt und Verbundenheit ausserhalb der Kleinfamilie. Das ist sehr wichtig für eine gesunde Sozialentwicklung», so Obrist.

DANKE FÜR DIE ♥

Würdest du gerne watson und Journalismus unterstützen? [Mehr erfahren](#)

Wir verwenden Cookies und Analysetools, um die Nutzerfreundlichkeit der Internetseite zu verbessern und passende Werbung von watson und unseren Werbepartnern anzuzeigen. Weitere Infos findest Du in unserer [Datenschutzerklärung](#).

OK

Tages-Anzeiger, 11. Februar 2021

Zürcher Jugend im Lockdown «Es braut sich etwas zusammen»

Zwei Jugendliche erzählen, wie sie unter dem Lockdown leiden. Und zwei Erwachsene, die mit Jugendlichen arbeiten, warnen: So gehe es nicht mehr lange weiter.

Sandro Benini, Publiziert: 11.02.2021, 15:48



Die Jugendarbeiter Marco Bezjak und Jasmin Schweizer vor einem der Bauwagen, die sie Jugendlichen zur freien Gestaltung überlassen – sofern nicht gerade eine Pandemie herrscht.

Foto: Anna-Tia Buss

Wie schlimm ist der zweite Lockdown für Jugendliche, auf einer Stufe von eins bis zehn?

Patty Sorg zögert einen Moment und sagt: «Zehn. Gut, sagen wir neun.»

Die 16-Jährige sitzt gemeinsam mit ihrem ein Jahr älteren Kollegen Chris Betschart und der Jugendarbeiterin Jasmin Schweizer auf einer Dachterrasse in Bubikon im Zürcher Oberland.

Es ist ein verhangener, kalter Samstagnachmittag. Unter normalen Umständen fände das Gespräch in einem der Büroräume der Stiftung Mojuga statt, die in zwölf Zürcher und vier St. Galler Gemeinden Jugendhäuser betreibt und Jugendlichen sowie jungen Erwachsenen eine Freizeitgestaltung bietet.

Aber ein Interview mit Maske? Lieber ertragen wir die Februarkälte.

Weil die beiden Jugendlichen anonym bleiben wollen, sind ihre Namen geändert. Und es werden auch keine Äusserlichkeiten beschrieben.

Warum ist der Wert auf der Corona-Frustrationsskala so hoch? Chris sagt: «Weil man nicht mehr nach draussen kann, ohne Angst zu haben.» Angst wovor? Patty: «Dass einem die Polizei eine Busse gibt, weil man mehr als zu fünft ist oder in der Bahnstufunterführung keine Maske trägt.»

«Es sind alle gereizt»

Chris: «Früher war ich abends oft mit Kollegen in der Dart-Bar. Die ist jetzt geschlossen.»
Patty: «Die Leute, die sonst nach Zürich oder Rappi sind, hängen jetzt hier herum und machen Stress. Wenn die dummen Wichser da bleiben, statt in den Ausgang zu gehen, sind nachher einfach alle gereizt.» Und wie wirkt sich das aus? Patty: «Indem sie wahl- und grundlos irgendwelche Leute anfiggen.»

Die Mojuga-Mitarbeiterin Jasmin Schweizer trägt Turnschuhe, eine schwarze Wollmütze und ein Nasenpiercing. Sie ist 27 Jahre alt, und es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, dass sie zu Jugendlichen den Zugang findet und trotzdem eine rote Linie zu ziehen wagt, wenn es nötig ist. Schweizer sagt, es seien auch Jugendliche angespannt, bei denen sie das früher nie bemerkt habe.

Die Leitung des Jugendhauses, des Jugi, sei kompliziert geworden. Wegen der Corona-Vorschriften für den Betrieb des Jugendhauses dürfen sich nur fünf Jugendliche, die 16 Jahre oder älter sind, in den Räumlichkeiten aufhalten. Sind die Besucherinnen und Besucher jünger, sind 15 erlaubt. «Es kommt häufig vor», erzählt Schweizer, «dass ich sagen muss: Sorry, ihr müsst eine halbe Stunde warten.» Nach zwanzig Minuten bitte sie dann diejenigen, die drin sind, das Jugi zu verlassen, sie desinfiziere alles, lüfte, dann kämen die nächsten dran. «Draussen dürfen dann auch die 15 Jüngeren nur noch zu fünft zusammen sein.»

Zu Schweizers Aufgaben gehört es auch, in Bubikon «aufsuchend» unterwegs zu sein, wie sie es nennt. Also durch den öffentlichen Raum zu streifen, für Jugendliche ansprechbar zu sein, sie fragen, wie es ihnen gehe, was sie gerade beschäftige, ob es zu Hause oder in der Schule Probleme gebe. «Manchmal schicken sie einen genervt weg, dann wieder rennen sie auf mich zu», erzählt Schweizer.

«Vor dem Volg in Bubikon haben sie einen jungen Familienvater angerempelt.» Chris Betschart, Jugendlicher aus dem Zürcher Oberland

Aber weil sie jeweils mit einer Kollegin oder einem Kollegen unterwegs ist, dürfen sie sich jetzt wegen der Fünferregel einer Jugendgruppe von mehr als drei Personen gar nicht mehr nähern. «Wir müssen aus der Ferne rufen und fragen, ob jemand ein Gespräch will.» Der Job als Jugendarbeiterin ist mühsam im Moment.

Patty und Chris besuchen das Jugi kaum noch. In Bars, Clubs und Discos seien sie schon vor Corona selten gegangen. Draussen mit Kolleginnen und Kollegen rumhängen, chillen, das gefalle ihnen besser. Sie seien auch nicht darauf aus, Streit mit anderen zu suchen und Sachen kaputt zu machen. Jasmin Schweizer wird die Aussage später bestätigen.

Chris erzählt, wie vor dem Volg in Bubikon ein junger Familienvater angerempelt worden sei, weil er Jugendlichen gesagt habe, sie sollen sich nicht so blöd aufführen. «Er hatte ein kleines

Kind dabei, aber das war ihnen egal.» Patty sagt: «Kürzlich waren wir am Chillen, jemand hat meinen Freund provoziert, es ist eskaliert, am Ende hatte mein Freund eine Platzwunde, die man nähen musste. Letzte Woche ist es wieder eskaliert, eine Kollegin ist geschlagen worden.»

Müdigkeit und Resignation

Marco Beznak ist Stiftungsratspräsident und Projektverantwortlicher bei der Mojuga. Am Telefon sagt er: «Es braut sich etwas zusammen. Wir stellen eine deutlich gesteigerte Aggressivität bei den Jugendlichen fest, selbst gegenüber Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern. Aber auch viel Traurigkeit, Müdigkeit, Resignation.»

Kürzlich sei die Situation in einem Jugendhaus beinahe ausser Kontrolle geraten: Etwa zwanzig Jugendliche, denen die Verantwortlichen den Zutritt verweigern mussten, hätten gedroht, das Haus zu stürmen. «Es ist sehr laut geworden, unser Personal stand kurz davor, die Polizei zu rufen», sagt Beznak.

Der einzige Trost inmitten der ganzen Ödnis sei, dass die Jugendhäuser, die Mojuga betreibe, als soziale Einrichtungen gälten. Deshalb dürfen sie offenbleiben. Es sei für seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aber schwieriger geworden, mit den Jugendlichen verbindliche Regeln auszuhandeln. Die Betreuer müssten mehr kontrollieren, abweisen, mahnen. «Wir übernehmen immer häufiger eine Art Polizeifunktion, und das entspricht weder unserer Ausbildung noch unserem eigentlichen Auftrag», sagt Beznak.

Die bewundernswerte Disziplin, welche die Jugendlichen während des ersten Lockdown im Frühling gezeigt hätten, sei am Zerfallen. [Dazu komme für viele die Schwierigkeit, eine Lehrstelle zu finden.](#)

Patty, die eine Lehre als Krankenpflegerin macht, erzählt von einer Freundin, die wegen Corona nicht einmal mehr zu Schnuppertagen eingeladen werde. «Viele bleiben zu Hause, schlafen bis in den Nachmittag, schauen Netflix – sofern sie ihre Eltern ertragen.»

Beznak warnt davor, das Missbehagen der Jugendlichen als Wehleidigkeit oder Luxusproblem einer saturierten Erst-Welt-Gesellschaft zu verharmlosen: «Es ist für Jugendliche enorm wichtig, sich von ihrer Familie zu lösen, indem sie sich draussen mit Gleichaltrigen treffen. Dieser Prozess wird durch den Lockdown erschwert oder verunmöglicht.» Und weil das ein relativ kurzer biografischer Abschnitt sei, können ihn die Jugendlichen nicht einfach ein Jahr später nachholen, sagt Beznak. Zumal sie ein anderes Zeitgefühl hätten als Erwachsene. Für sie sei ein Jahr, in dem fast alles stillsteht, unendlich.

Psychiatrische Notfälle nehmen zu

Die Realität gibt Beznak recht: Laut der Sektion der Vereinigten Schulpsychologinnen und Schulpsychologen des Kantons Zürich gibt es gegenwärtig deutlich mehr kinder- und jugendpsychiatrische Notfälle als vor der Pandemie. Marijana Minger, die Co-Präsidentin der Organisation, sagt in einem Telefongespräch: «Es häufen sich die Fälle von Kindern und Jugendlichen, die nicht mehr zur Schule gehen. Wir erleben mehr depressive Verstimmungen und Aggressionen.»

Für viele vor Energie strotzende Jugendliche sei Sport wichtig. Und für viele Kinder aus sogenannten bildungsfernen Haushalten sei die Hausaufgabenhilfe unverzichtbar. Beides ist im

Moment gestrichen. «Das System Familie kann diese Defizite nicht immer kompensieren», sagt Minger. «Je länger, desto weniger.» Sollten die Behörden wegen steigender Fallzahlen doch noch entscheiden, die Schulen zu schliessen – es wäre laut der Schulpsychologin «wirklich schlimm».

Bei ihren Rundgängen durch Bubikon stellt die Jugendarbeiterin Jasmin Schweizer deutlich mehr Sachbeschädigungen fest als noch während des ersten Lockdown. Patty und Chris sagen: «Es werden Sitzbänke beschmiert, Abfalleimer angezündet, Velos zerstört, Autoschilder abgerissen.»

«Die jungen Leute dürfen nicht unnötig kriminalisiert werden.» Marco Bezjak, Jugendarbeiter

Bezjak fordert von den Gemeinden, mehr Räume für die Jugendlichen zur Verfügung zu stellen. Er ist dafür, gewisse Regelungen zu lockern und Ausnahmen zuzulassen. Dass Schülerinnen und Schüler, die den ganzen Tag in derselben Klasse der Berufsschule zusammensässen, sich in Fünfergruppen aufteilen müssten, sobald sie draussen seien – das sehe kein Jugendlicher ein. Und er als Erwachsener auch nicht. «Die jungen Leute dürfen nicht unnötig kriminalisiert werden», sagt Bezjak. «Die Erwachsenen müssen ihnen signalisieren: Wir nehmen Rücksicht auf euch.»

Andernfalls, sagt der Jugendarbeiter, würden sie sich die Räume trotzdem nehmen – aber heimlich.

Haben Patty und Chris das Gefühl, etwas zu verpassen? «Eindeutig», sagt Chris. Keine richtigen Geburtstagspartys mehr, die geplanten Gruppenferien abgesagt. Und einen Cliquenraum im ausrangierten Bauwagen einzurichten, den ihnen die Organisation Mojuga zur Verfügung gestellt habe, mache keinen Spass, wenn danach nicht alle reindürften.

«Wir halten durch, bis es vorbei ist.» Patty Sorg, 16-Jährige aus Bubikon

Immerhin, am Ende des Gesprächs beweisen Patty und Chris zugleich Schicksalsergebenheit und Kampfgeist – keine schlechte Mischung in Zeiten von Corona, Lockdown und leeren Nachmittagen. Auf die Frage, wie lange sie das noch durchhalten werden, antworten sie: «So lange, bis es vorbei ist.»